

## LEUTE

aus der Kultur



◆ Hollywoodstar **George Clooney** (Foto: dpa) hat über seine Produktionsfirma die Filmrechte an dem Justiz-Drama „The Challenge“ erworben. Wie das Filmmagazin „Variety“ berichtete, steht noch nicht fest, ob Clooney als Produzent, Drehbuchautor, Regisseur oder Schauspieler das Projekt in Angriff nimmt. Der kürzlich veröffentlichte Roman von Jonathan Mahler dreht sich um den Prozess gegen den Guantánamo-Häftling und ehemaligen Fahrer von Terroristenführer Osama bin Laden, Salim Hamdan. Hamdan war Anfang August von einer US-Militärjury zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt worden. (dpa)



◆ Der ungarische Komponist **Márton Illés** (Foto: dpa) ist gestern auf Schloss Reinbek bei Hamburg mit dem Paul Hindemith-Preis 2008 ausgezeichnet worden. Der Preis ist mit 20 000 Euro dotiert und soll junge Komponisten fördern. Der 32-jährige Illés wurde in Budapest geboren, hat in Basel und Karlsruhe studiert und lehrt seit 2005 an der Musikhochschule Karlsruhe. (dpa)

### Kulturnotiz

**Neue Stiftung hilft Museen**  
Die Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim bekommen Unterstützung von einer neuen Stiftung. Sie wurde von einer der traditionsreichsten Familien der Stadt gegründet, der Familie Basser-mann. Wie die Museen gestern mitteilten, ist die Stiftung vor zwei Tagen mit einem Vermögen von zunächst zwei Millionen Euro gegründet worden. (dpa)

### Für Sie notiert

## Kultur-Börse

### Börnes Briefe im Internet

„Soll ich die Wahrheit gestehen, so sah ich in Börnes Haushalt eine Immoralität, die mich anwiderte“, lästerte Heinrich Heine über seinen deutschen Schriftsteller-Kollegen im Pariser Exil, Ludwig Börne (1786-1837). „Der ganze Haushalt beruhte auf der schmutzigsten Lüge, auf entweihter Ehe und Heuchelei.“ Worauf Heine anspielte: Börne lebte die letzten vier Jahre seines Lebens zusammen mit seiner geistigen Lebensgefährtin Jeanette Wohl (1783-1861) und deren Mann Salomon Strauß in einem gemeinsamen Haushalt. Der umfangreiche Briefwechsel zwischen ihm und Wohl ist jetzt über das Internet zugänglich. 865 Briefe im Umfang von 3000 Druckseiten sind erhalten. Die Schriftstücke seien angestoßen, brüchig und teilweise beschädigt gewesen, berichtete Wilhelm Schmidt, der stellvertretende Leiter der Frankfurter Universitätsbibliothek. Gefördert durch die Kulturstiftung der Länder sei der Nachlass restauriert, verfilmt und digitalisiert worden. „Es gibt kaum etwas Wichtigeres von Börne“, erklärte Schmidt. (epd)

<http://edocs.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2007/9999999>

### Katie Melua in Meersburg

## Die Pop-Elfe kann auch rocken

MEERSBURG - Das Mädchen mit den Korkenzieherlocken zu Besuch am Bodensee: Katie Melua hat am Mittwochabend in Meersburg mit ihrer facettenreichen Stimme für Gänsehaut gesorgt. Ihre bestens eingespielte Band legte mit Blues-Klängen und Jazz-Sprengeln das musikalische Fundament für den Auftritt unter freiem Himmel.

Von unserem Redakteur  
**Daniel Drescher**

Sie scheint fast ein wenig verloren zu gehen auf dieser Bühne vor 4000 Zuschauern auf dem Schlossplatz in Meersburg. Aus der Nähe wirkt Katie Melua viel zierlicher als in ihren Musikvideos. Wer sie zum ersten Mal sieht, dürfte überrascht sein, wenn er die klangvolle Stimme des elfenhaften Wesens hört.

### Tapsig wie ein Kätzchen

Skandalsängerin Amy Winehouse soll – vermutlich, weil sie musikalisch gerne mit der 23-jährigen Britin verglichen wird – einmal etwas sehr Böses über ihre Sangeskollegin gesagt haben: Sie würde lieber an „Katzenaids“ leiden als mit Melua ein Duett aufzunehmen. Das wundert nicht: Katie Melua ist das totale Gegenteil von Amy Winehouse. Während Letztere Schlagzeilen durch Drogenexzesse macht und auf der Bühne die tätowierte Skandalbraut mit Mut zur Hässlichkeit gibt, sagt Katie Melua zwischen den Songs artig „Thank you“, nimmt einen Schluck aus der Wasserflasche und kommt einfach rüber wie das nette Mädchen von nebenan. Süß, verspielt – und manchmal etwas tapsig wie ein kleines Kätzchen, das sich über die vielen bunten Lichter freut



Musikalisch wandelbar: die gebürtige Georgierin Katie Melua bei ihrem ausverkauften Open-Air-Konzert in Meersburg.

Foto: Felix Kästle

und den ganzen Rummel gar nicht so richtig versteht. Dass sich die gebürtige Georgierin von Schlagzeilen fernhält, hat einen Grund: Sie lässt lieber ihre Musik sprechen. Vielleicht greift sie auch deshalb den Krieg in ihrem Heimatland an keiner Stelle auf.

Das Instrument, das Katie Melua am besten beherrscht, ist ihre Stimme. Ob verhalten hauchend wie ein lauer Sommerwind oder klangvoll röhrend

wie eine Blues-Amazone – ihre großen Momente hat die dunkeläugige Frau, wenn sie ihre ganze Stimmbandbreite zeigt. Musikalisch ist sie wandelbar, poppig, jazzig und bluesig tönt es – auch dank der bärenstarken Backing-Band. Da ist vor allem Gitarrist Luke Potashnick. Der bärtige Lockenkopf entlockt seiner Stromgitarre Soli, die mit einer gehörigen Portion Schub aus den Boxen brettern. Bei Katie Melua selbst

scheint die Gitarre eher Zierde zu sein. Zwar wechselt sie das Instrument bei fast jedem Lied, die Auswahl trifft sie aber wohl eher nach der Farbe. Bis auf einige Akkordspielereien bei ein paar Solo-Nummern überlässt sie ihrem Gitarrenisten das akustische Fundament.

Wenn Katie Melua von der Liebe singt, erinnert sie in ihren Cowboystiefeln an Nancy Sinatra; bei „If the lights go out“ klingt Bruce Springsteens ehrlich

Optimismus durch. Die euphorischsten Reaktionen erntet am Ende des eineinhalbstündigen Auftritts ausgerechnet ein Cover: Die Zugabe „On the road again“ – im Original von Canned Heat – zeigt Katie Melua von ihrer rockigen Seite. Das Publikum hätte sich anscheinend mehr davon gewünscht, nach der Devise: weniger kuscheln, mehr mitklatschen. Aber Katie Melua ist eben nicht der Fernsehgarten.

### Salzburger Festspiele: „The Year of Magical Thinking“

## Das Leben geht weiter

SALZBURG - Stars sind in der Festspielstadt keine Rarität, eine weltbekannte Filmschauspielerin auf der Bühne des Landestheaters allerdings schon: Vanessa Redgrave präsentiert „The Year of Magical Thinking“. Dies ist die Bühnenfassung von Joan Didions gleichnamigem Buch, in dem sie sich mit dem Tod ihres Mannes und der Krankheit ihrer Tochter auseinandersetzt.

Von unserer Redakteurin  
**Barbara Miller**

„Denn stark wie die Liebe ist der Tod“ lautet das Leitthema, das sich die Salzburger Festspiele heuer auf die Fahnen geschrieben haben. Mit Mottos ist das immer so eine Sache. Allzu oft braucht es interpretatorische Klimmzüge, um sehr unterschiedliche Werke zusammenzuzwingen. Die Auswahl der Salzburger Stücke – im Musik- wie im Sprechtheater – ist in dieser Hinsicht aber plausibel. Denn man setzt bei diesem an sich uralten Thema „Liebe und Tod“ Akzente, düstere Akzente: Ob „Otello“, „Don Giovanni“, „Herzog Blaubart“ oder „Rusalka“, ob Jan Lauwers Trilogie über das Sterben, Andrea Breths Dostojewski-Bearbeitung oder Schillers „Räuber“ – am Ende siegt nicht die Liebe, wie wir das so gerne hätten. Am Ende kommt der Tod – und dann nichts mehr. Keine Hoffnung, kein Trost, kein Balsam für die geschundene Seele.

### Schonungslose Selbstanalyse

In diese Reihe fügt sich die Dramatisierung von Joan Didions „The Year of Magical Thinking“ schlüssig ein. Denn das autobiographische Protokoll der amerikanischen Schriftstellerin über den Tod ihres Mannes und das Sterben ihrer Tochter, das unter dem Titel „Das Jahr des magischen Denkens“ (List Verlag) 2006 auch die deutschen Bestsellerlisten anführte, ist eine ebenso klare wie schonungslose Selbstanalyse über die Gefühle, wenn die wichtigsten Menschen im Leben sterben. Schonungslos deswegen, weil Didion ihre Befindlichkeiten nüchtern beschreibt und das Wechselbad von Mitgefühl und Selbstmitleid unsentimental benennt. Keine Erbauungsliteratur, auch keine Lebenshilfe in Buchform. Trostlos im wahrsten Sinne des Wortes.

Vergangenes Jahr hat Joan Didion zusammen mit dem englischen Regisseur David Hare ihren Text für die Bühne dramatisiert. Es wurde ein großer Erfolg am Broadway. Von dort hat

Festspielintendant Jürgen Flimm die Produktion mit Vanessa Redgrave nach Salzburg geholt. Die Oscar-Preisträgerin und hoch gerühmte Shakespeare-Darstellerin ist auf der Bühne Joan Didion. Groß, hager, elegant mit grauer Seidenhose und cremefarbener Bluse nimmt man ihr die kühle Intellektuelle sofort ab: eine starke Frau, die ihren Schmerz über den Tod der geliebten Menschen nicht hinaus-schreien kann, die ihn sezieren muss. Es ist der verzweifelte Versuch, die unerbittliche Erkenntnis zu ertragen: Das Leben geht weiter – aber ganz anders als bisher.

Mucksmäuschenstill ist es im Landestheater, volle Konzentration, schließlich gibt es keine Übersetzungshilfe. Merkwürdig, wie wenig es manchmal braucht, um mit Theater das zu erreichen, was Aristoteles forderte: Mitleid und Furcht zu erregen. Tosender Applaus.

Nach einer Viertelstunde kehrte Vanessa Redgrave mit Jürgen Flimm auf die Bühne zurück, las Gedichte von Guantánamo-Häftlingen und machte so ihrem Ruf, eine engagierte Künstlerin zu sein, alle Ehre.



Großartig: Vanessa Redgrave als Joan Didion bei den Salzburger Festspielen. Foto: Kerstin Joensson

### SZ-Sprachplaudereien

## Im Club der Glufemichel

„Da muss man aufpassen wie ein Häftlesmacher!“ Der gemeine Schwabe gebraucht diesen Ausdruck laufend, aber woher er kommt, weiß er gemeinhin nicht. Kein Wunder, denn „Häftlesmacher“ gibt es heute nicht mehr. „Haften“, „Hafteln“ oder im Dialekt „Häftle“ waren handgefertigte kleine Kleiderspangen, zum Beispiel die Häkchen, Ösen oder Agraffen an den Miederwaren unserer altvorderen Weiblichkeit. Und weil die Herstellung der winzigen Dinger als sehr diffiziles Geschäft galt, mussten die armen Häftlesmacher so aufpassen.

Was sie eigentlich nicht verdient haben, ist der abwertende Gebrauch ihres Namens: Ein „Häftlesmacher“ wird gerne als Synonym für einen unverbesserlichen Pedanten benutzt. Aber das ist immer noch nicht so schlimm wie ein „Glufemichel“, um ein anderes beliebtes ähnliches Schimpfwort aus schwäbischen Landen zu zitieren. Denn ein „Glufemichel“ ist außerdem noch beschränkt. Warum das so ist, lässt sich allerdings nicht genau erklären. Auch die unlängst wieder neu aufgelegte, sehr verdienstvolle „Etymolo-



Unsere Sprache ist immer im Fluss. Wörter kommen, Wörter gehen, Bedeutungen und Schreibweisen verändern sich. Jeden Freitag greifen wir hier solche Fragen auf.

Rolf Waldvogel

gie des Schwäbischen“ von Hermann Wax stößt hier an ihre Grenzen. „Glufem“ sind etwas Ähnliches wie „Häftle“, nämlich Stecknadeln oder Sicherheitsnadeln. Und wenn es stimmen sollte, dass das Wort einst aus dem Italienischen kam („chiove“ = Nagel), etwas mit althochdeutsch „klobo“ (Astgabel) zu tun hat und damit unverwandt ist mit englisch „club“ (Keule, im übertragenen Sinn: Club, nach der alten Sitte, jemand mit einem herumgesandten Kerbholz einzuladen), so tut sich da ein weites Feld auf.

Vielleicht spielt beim „Glufemichel“ der schwäbische „Klob“ also mit hinein, im Sinne von „ungehobelter Kerl“, und wenn man mit dem noch „das Michele machen kann“, spricht:

Schabernack treiben, dann ist es halt nicht weit her mit ihm. Dieses angehängte „Michel“ steht übrigens für ein besonderes Phänomen. Stark verbreitete Vornamen wurden im Lauf der Zeit zu Gattungsnamen, meist aber mit abwertender Note. Der „deutsche Michel“ ist hier das prominenteste Beispiel. Aber es gibt auch den „Prozesshansel“, den „Prahlschäfer“ und den „Liederjan“, die „Heulsuse“, die „Schnatterliese“ und die „Pechmarie“. Und es gibt den „Pumpenickel“. Diesen Begriff für ein besonderes Schwarzbrot aus Westfalen haben wir hier zwar schon einmal abgehandelt, aber weil es so skurril ist... „Pumpenickel“ heißt eigentlich - pardon! – „Furzklau“ und war einst der Übername für einen unflätigen Bauerntöpel, der zur Flatulenz neigte. Wobei „unflätig“ natürlich überhaupt nichts mit „Flatulenz“ zu tun hat. Aber das ist eine andere Geschichte.

Wenn Sie Anregungen zu Sprachthemen haben, schreiben Sie! Schwäbische Zeitung, Kulturredaktion, Rudolf-Roth-Str. 18, 88299 Leutkirch, E-Mail: rolf.waldvogel@schwaebische-zeitung.de

### Interregionales Sinfonieorchester IRO 2008

## Salome trifft Mittagshexe

WEINGARTEN (gla) - Nach zehn Proben in der Landesakademie für die musizierende Jugend in der Klosteranlage von Ochsenhausen sind die gut 100 Musikerinnen und Musiker nun unter dem kanadischen Dirigenten Charles Olivieri-Munroe mit einem beeindruckenden Programm zu hören – nach Weingarten und Ethingen heute im Bräuhäusaal Ochsenhausen.

Die meisten der Musikstudenten kommen aus Baden-Württemberg, andere aus Bayern und Sachsen oder aus Partnerregionen in Spanien, Russland, Kanada, Polen, Belgien und Japan. In den vergangenen Tagen haben sie mit Lehrern in den einzelnen Instrumentalgruppen gearbeitet, dazu zwei Kammermusikonzerte gegeben, und man kann nur staunen, mit welcher Leidenschaft und natürlich höchster Musikalität sie das Programm mit fünf Werken von Szymanowski, Dvorak, Smetana und Richard Strauss präsentieren.

Mit dem 38-jährigen kanadischen Dirigenten Charles Olivieri-Munroe, der ein besonderes Faible für die slawische Musik hat, hat die Landesakademie einen angenehm klar und plastisch zeichnenden Meister gefunden, der mit

rauschhaften Klängen und Orchesterfarben Geschichten zu erzählen weiß und die jungen Musiker anspricht.

Ganz den spätromantischen Klangfarben des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts verpflichtet war die Programmauswahl: Mit der Konzertouvertüre des Polen Karol Szymanowski, den sinfonischen Dichtungen „Die Mittagshexe“ von Dvorak und „Sarka“ aus Smetanas Zyklus „Mein Vaterland“ ließ der Dirigent zunächst die slawischen Klänge leuchten. Opulent und rauschhaft, nah an Strauss und Wagner war das ganze Orchester bei Szymanowski eingebunden, mit feinen Instrumentalsoli und mächtigen Steigerungen in den Blechbläsern.

### Vielstimmiges Tongemälde

In Dvoraks Erzählung von der Mittagshexe, die laut Volkssage die unartigen Kinder holt, klang in Klarinetten und Oboen die Volksmusik an. Zorn und Unheimliches in flirrenden Bläserstimmen, ein Hexentanz, der Schrecken des heimkehrenden Vaters über das tote Kind in den Armen der Mutter arbeitete Olivieri-Munroe als vielstimmiges Tongemälde heraus. Mit wun-

derschönen Holzbläsolis und blühenden romantischen Melodien tauchte das IRO mit Smetana in die böhmische Nationalgeschichte ein.

Dass für die Musikstudenten selbst Richard Strauss' Tondichtung „Don Juan“ und der Schleierranz aus seiner Oper „Salome“ nicht zu hoch gegriffen sind, zeigte der Dirigent im zweiten Teil des Konzerts. Geradezu himmelstürmend zeichnete er das Portrait des spanischen Lebemanns mit sehnsüchtigen Romanzen von Soloviole und Oboe und dem kraftvollen Thema der Hörner, führte er seine Musiker zum großen Höhepunkt und erschütternden Schluss. Mit dem Tanz der sieben Schleier aus Salome und den arabisch anmutenden Bläsolis hielt schließlich noch die schwüle, mit Spannungen aufgeladene Stimmung zwischen Salome und Herodes Einzug im Weingartener Kongresszentrum: Jubel und Begeisterung für die jungen Musiker.

Für das IRO-Konzert im Bräuhäusaal der Landesakademie Ochsenhausen am heutigen Abend gibt es keine Karten mehr.